

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 35

Artikel: Die letzten Hunde Dschingis Khans [Fortsetzung]
Autor: Haensel, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646860>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die letzten **HUNDE** Dschingis Khans

Von CARL HAENSEL

Nachdruck verboten. — Copyright by J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart. 9. Fortsetzung.

„Die Toten werden ohne Sarg in der Erde bestattet, ein Holzschragen reicht meist für ein ganzes Quartier. Sie werden nur drei Hand tief in die Erde hineingegraben. Luft und Kalk verwandeln die Leichen sehr rasch zu trockenen Mumien. Die Begräbnisse gehen im Eiltempo vor sich. Steht erst der Stein auf dem Grab, wird es vergessen. Der Boden wird von den Lebenden nicht mehr angerührt. Nur was keine fromme Scheu hat, traut sich auf die Gräberfelder. Deswegen nisten hier ungestört die wilden Hunde. Sie legen sich zu den Knochen der Effendis und Hanums. Niemand hindert sie daran. Sie schlafen dort in den Gräbern und werfen ihre Jungen. Schauen Sie her: Sie können an heißen Tagen wie heute die Köpfe der Hunde auf den Gräberantken liegen sehen. Reizt das Sie nicht auch? Diese Pietätlosigkeit!“

Bubenberg nickte. Neu waren ihm die zahllosen Dohlen, die in den Zypressen hingen, daß sich die klagenden Bäume bis zur Erde niederbeugten. Die Dohlen des ganzen Orients schienen hier ihr Parlament abzuhalten. Bubenberg klatschte in die Hände. Sie rührten sich nicht, lasteten weiter wie schwarze Trauben an den Zweigen. Schrotflinten störten sie nie.

Am Ende der Friedhöfe, hinter den letzten Zypressen, begann dann der Schindanger. Die Türken durften damals kein Tier töten. Auch keinen Gnadenstoß gab es nach dem Koran. Der Esel oder das Pferd, das am Kriechen war, wurde dort ausgelegt.

Es war ein weites, baum- und strauchloses Feld, nicht einmal ein Grashalm konnte dort wachsen. Es war wie mit einem weißen Gatterwerk überzogen: kreuz und quer lagen die gebleichten Knochen der abgenagten Skelette übereinandergeschichtet. Hunde und Dohlen besorgten die Bestattung. Es war ein ständiges Hin- und Herfliegen zwischen den Dohlenestern und den Aesern.

Bubenberg sah da Pferdekaraffen, die bis auf die Knochenhaut abgenagt waren. Diese Haut schimmerte im Sonnenlicht wie Perlmutter, wie ausgegossenes Petroleum. In den Brusthöhlen lagen Hündinnen und säugten ihre Jungen. In frische Kadaver fraßen sich die Hunde ein, wie in Tunnels; die Krähen hackten von oben. Ueber den Faulstellen tanzten quirlende gelbe Barockfäulchen aus Schmeißfliegen. Ganz im Hintergrund des Feldes stand gegen den Horizont auf einknickenden, immer wieder mit letzter Kraft hochgerichteten Beinen ein sterbender Schimmel.

Die Hunde saßen im Kreis drum herum und warteten auf das Ende. Sie rührten das Lebendige nicht an; sie hatten Zeit. Sie saßen und gähnten, ab und zu tropfte ihnen Speichel aus dem Maul.

Der Schimmel hob den Kopf, blähte zum letztenmal die Nüstern gegen den Wind und sandte über das knochenbesäte Blachfeld den seltenen, erschütternden Klageruf des sterbenden Pferdes. Dann legte er sich langsam um.

Als Bubenberg wieder hinschauen konnte, wälzte sich ein Berg von Hunderücken über die Stätte, an der das apokalyptische Pferd gestanden hatte. Darüber freisten aufgeregte die Dohlen.

Trotz des glutenden Tages jagten Bubenberg kalte Schauer über den Rücken: „Haben Sie kein Gewehr, daß man hineinschießen kann! Weg mit dem Aesernäuel!“

Fotiriades entsekte sich: „Aber das wäre doch ein Jammer! Verschwendung! Bändigen, nicht vernichten soll man die Kreatur!“

Bubenberg war außer sich: „Das da muß fort! Totschlagen — wie Sie und Ihresgleichen ja auch eigentlich totgeschlagen werden müßten. Oder wollen Sie noch eine Salamifabrik neben ihrer Kofkultur aufmachen?“

Damit sprang Bubenberg aus dem gepolsterten Wagen und floh auf die Mauer zu, in deren bergenden Grotten er verschwand.

Fotiriades watschelte ein paar Schritte hinter ihm her. Kein Geschäft! Der Mann war unseriös! Er drehte ab und begab sich sofort auf die Redaktion des führenden Gegenrevolutionärs. Also nicht ‚Sabach‘, sondern ‚Jdam‘. Der ‚Jdam‘ rüstete bereits lange Spalten zur Verteidigung der heiligen Tiere, die seit Jahrhunderten die Sünden der Stadt vertilgten, und zu Schmähartikeln gegen Bubenberg.

Fotiriades war mit seinem frischen Haß willkommen. Auch mit seinen Pfunden, denn sie brauchten Geld.

Aber Bubenbergs Ruhm wuchs auch durch die Angriffe seiner Gegner. Ahmed zitierte: „Denen die Gott lieb hat, müssen alle Dinge zum Besten gereichen.“ Marcella sammelte Zeitungsausschnitte wie nach einer Premiere. Und brachte sie Mirimah.

* * *

„Das Wort ward Fleisch . . .“

Die Menschen leben körperlich in einheitlicher Luft, auch geistig durch eine gemeinsame Atmosphäre verbunden. Bei den Völkern ist mit einem Schläge eine Erkenntnis in allen Köpfen, ein Wort in jedem Mund.

Hier hieß das Wort: „Bubenberg rettet uns vor den Hunden.“

Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn der Kabassafal und die Leute vom Jdam damals gewußt hätten, daß der neue Prophet nach seiner Flucht vor Fotiriades ohne Stock und Waffe in einer einsamen Grotte der großen Mauer sich in Krämpfen wand.

Ein paar Zigeunerweiber fanden ihn dort.

Sie lebten davon, Knochen auf dem Aeserfeld zu sammeln, im Kampf gegen die wilden Hunde, und sie in Emin Agas Mühle zu tragen. Zu ihm brachten sie auch den ohnmächtigen Effendi.

Emin Aga trug als Zigeuner einen kleinen weißen Fez und nackte Beine. Er war ein mittelgroßer, flinker Kerl, mit einem erschreckend spitzen, olivenfarbenen Gesicht, das ausah, wie der Kopf eines heraldischen Tiers. Aus der Nase wuchs ihm ein schwarzer, langgezogener Schnauzbart, wie ihn alle Männer im Osten, schon von Budapest ab, tragen, die mit Pferden umgehen oder umgehen möchten.

Die Schnelligkeit, die Emin Aga liebte und in jeder Bewegung zeigte, mußte er freilich mit eigenen Gliedmaßen zu-

wegebringen, er konnte kein Reittier halten. Seine sprichwörtliche Schnellsüßigkeit hatte ihn zum Führer einer Tulumbadschi-bande gemacht.

Die Tulumbadschi waren die freiwillige Feuerwehr. Es gab auch eine staatliche, militärisch organisierte mit einer Dampfspritze. Aber die durfte nur auf ausdrückliche Genehmigung des Sultans ausrücken und kam daher höchstens für öffentliche Gebäude oder bei ganz großen Bränden in Frage. Die kleinen täglichen Feuer, die ein bis zwei Straßengevierte mit Holzhäusern einäscherten, riefen nur die Tulumbadschi auf den Plan. Mit einer kleinen Spritze, etwa 40 Mann hoch, wehten sie wie ein Sauswind daher, löschten aber nicht eher, als bis sie mit den Besitzern der umliegenden Häuser abgemacht hatten, was die Löschung des Brandes kostete.

Aber der Knochenmüller und Tulumbadschi Emin Aga übte noch einen dritten Nebenberuf aus, da er von seinen anderen beiden nicht leben konnte. Er half daher auch noch bei öffentlichen Hinrichtungen. Hierzu gab sich kein Türke, Grieche oder Armenier her, das mußten die Zigeuner machen. Einen Medschidie — das große Silberstück — gab es für den Hals.

Emin Aga wuschte dem kranken Effendi den Schaum von den Lippen und tastete nach seiner Brieftasche. Es war ihm nichts Menschliches und nichts Unmenschliches fremd.

Der nächste Mann, der lesen konnte, war der Iwan der benachbarten Karieh-Moschee. Er hatte dort die byzantinischen Mosaiken zu betreten. Die Kunstliebhaber, die damals für die Befichtigung der sprühenden Metallfarben über dem sonnen-goldenen Grunde und der aus einer Million Steinchen komponierten Madonna ein Trinkgeld ausgaben, waren immer Abendländer. Er konnte daher lateinische Buchstaben lesen und verstand etwas von fremdem Geld. Emin Aga zeigte ihm die Brieftasche, damit er die fremden Noten übersehe. Ob es auch lohne, sich in diese Angelegenheit zu verwickeln?

Der Iwan entzifferte aus den Papieren den Namen Buben-berg.

Das ganze Haus lief zusammen. Der Schlachtruf Buben-berg war bis in das Viertel Edirne-Kapu gedrungen und erregte ganz besonders die Knochenhändler und die Tulumbadschi. Die Hunde waren ihre großen Feinde und Konkurrenten. Die Beseitigung dieser Knochenfresser hätte das ganze Abdeckereigewerbe in die Hände der Zigeuner gebracht. Denn die Türken rührten dies Gewerbe nicht an, sie rührten sich damals überhaupt nicht. Kam noch hinzu: Das Kapital in den Hundeleibern selbst! Viele Tausend Zentner Fleisch und Knochen! Ein Hund schmeckt immer noch besser als eine Kase, Salami . . . Salamudschis. Und dann noch der Loh, der für ihr Fangen und Einbringen zu verdienen war! Bubenberg war für die Zigeuner in Edirne-Kapu der Träger des Reichtums, der Prophet ihrer neuen Macht.

Emin Aga war nicht weichherzig, doch der Gedanke, diesem Effendi hätte in Unkenntnis seines Namens gerade in seinem Hause etwas zustoßen können, erschütterte ihn. Aber Allah hatte das Unglück verhindert, ihn rechtzeitig aufgeklärt und zwar unmittelbar durch seinen Diener und Iwan. Dies bewies, daß Emin Aga dort oben mit Wohlwollen bedacht wurde und veranlaßte eine größere Spende für die Karieh-Moschee. Spende heißt in diesem Fall: Versprechen.

Die erreichbaren Essenzen und Heilkräuter wurden zusammengetragen und auf dem Teppich vor Bubenberg ausgebreitet. Es waren tausenderlei Gewürze und Säfte in gläsernen, tönernen, irdenen oder blechernen Flaschen, diese mit Emailarbeiten verziert oder mit getriebenen Ornamenten, alles alte, echte, schöne, aus Bränden 'gerettete' Dinge.

Beizender Geruch stieg Bubenberg in die Nase. Die Traum-bilder, die durch die Schauer des Meserfeldes entzündet waren, wurden durch die reagierenden Nerven verschleucht. Er erwachte.

Die Umgebung war nicht einladend. Die Weiber verschwanden mit Bekreisch, weil er doch ein Mann war. Die Männer waren halbnaakt, nur den weißen Fez behielten sie zum Schutz

ihrer Läufe auf. Der Iwan allein war würdig, graubärtig und konnte Dolmetschen.

Er überreichte Bubenberg die Brieftasche und übermittelte die ehrfürchtigen Grüße des Emin Aga und seiner Leute. Da man die Hunde nicht töten dürfe, müsse man sie lebendig fangen. Dies aber könnten nur sie und niemand so gut wie sie. Bubenberg Effendi habe recht: Oria sei der gegebene Ort für alles, was in der Stadt störend sei, was man aber nicht hängen oder köpfen wolle. Er sei bereit, mit seinen Leuten — vielleicht unter Zuziehung seiner Freunde aus Adrianopel — das Einfangen der Hunde zu übernehmen. Schiffe für den Transport müsse man ihm stellen und später die Knochenüberreste auf der Insel für seine Mühle überlassen. Dies nach einigen Monaten . . . Das Fanggeld pro Schwanz sei ein Piafter.

Bubenberg war noch zu geschwächt, um seinen vollen Ekel ausgären und entladen zu können. Er fluchte; der Iwan nahm es als Zustimmung. Sie setzten ihn auf eine ihrer Spritzen und fuhren ihn unter Feuergeschrei wie der Wind nach seinem Hause. Bubenberg ist mit keinem Gefährt je rascher in die Stadt gefahren.

Die Redaktion des 'Sabach' sah ihn vorbeisaulen. Sofort wurde eine Meldung ins Blei gegeben, daß Bubenberg bereits mit den Zigeunern über das Einfangen der wilden Hunde unterhandelt. Was richtig und zu begrüßen sei.

Im Hause Bubenbergs harrete noch eine Gruppe mazedonischer Metzger, die eine Fleischkonservenfabrik für die zoologischen Gärten Europas anlässlich der Hundevertilgung errichten wollten. Bubenberg ließ sie durch die Tulumbadschi mit drohen Wasserhähnen hinaustreiben.

Auf dem Dachgarten wartete Marcella auf ihn. Sie war voller Unruhe, aber ohne zu wissen, was ihm widerfahren war. Er gab sich keine Mühe, seine Verstörung vor ihr zu verdecken. Ihre Fürsorge, ihre Geduld, ihre Angst, ihre dienende Hilfe machten ihn zunächst etwas nervös, gereizt. Aber er konnte sie doch nicht hindern und fühlte sich dann schließlich sehr wohl unter ihren Händen.

Nach dem ersten kräftigen Schluck Whisky — er hätte geduscht, wenn sie nicht dagewesen wäre — erklärte er brüsk: „Ich habe es jetzt satt. Mit dem nächsten freien Platz im Orient-Expresß fahre ich ab!“

Marcella war stumm, gelähmt, vom Donner gerührt. Ihre Beine versagten, sie knickte zusammen und schaukelte dann kraftlos auf dem Patentstuhl Djavids hin und her. Bubenberg mußte seinen Satz, etwas milder, wiederholen.

Noch kein Wort war zwischen beiden gesprochen worden, das nicht Ahmed oder jeder andere hätte hören können. Marcellas Schreck war die erste Erklärung, daß sie ihn liebe. Bubenberg fühlte sich beschämt.

„Ich möchte natürlich lieber bleiben — aber ich werde der Dinge nicht mehr Herr. Der Strudel packt mich und reißt mich um. Vielleicht kann ich mich heute noch retten — übermorgen schon nicht mehr.“

Marcella kämpfte mit sich, ob sie es ihm sagen solle. Sie tat es:

„Bei meiner Schwester war die Kabassakal Hanum zum Tee. Sie hat mich, Grüße zu bestellen. Und — sie habe große Hoffnung für ihr armes Land, wenn das mit Oria gelänge. Nur ein Opfer rette noch die steckengebliebene Erneuerung, dann doch besser die Hunde als Menschen, dann eben die Hunde Dschingis Khans, die letzten, als Symbol.“

Als sie die Wirkung dieser Worte auf Bubenberg sah, füllten sich ihre Augen mit Tränen. Er bemerkte es gar nicht. Er dachte an den Topas, der an Mirimahs Halbe hing, an die schwarzen Augen mit den rätselhaften Goldtupfen auf ihrem Grund.

Der Nazir meldete den Besuch eines Generaladjutanten des Sultans. Er brachte die Einladung zum nächsten Selamlit und bat, sich anschließend zur Audienz bei seiner Majestät bereit zu halten.

Bubenberg nahm an. Dies „Ja“ war die Entscheidung, von Abreise war keine Rede mehr.

„Süßes Wasser bildet hartes Eis.

Die sanften Augen zündten Grausamkeiten . . .“
heißt es in einem persischen Gasel, das Ahmed später zitierte.

* * *

Um zwölf Uhr mittags wurde ein Kanonenschuß auf dem Goldenen Horn gelöst, der die Mittagszeit ankündigte. Mit diesem Kanonenschuß hatte sich Bubenberg vor der Hamidie-Dschami einzufinden. Die Moschee ist ganz aus weißem Marmor, ein zierlicher, künstlerisch belangloser Bau. Abdul Hamid hat ihn für seinen Freitagsgottesdienst, den Selamlık, errichtet.

Auf der Terrasse vor der Moschee sammelten sich die Diplomaten und geladenen Gäste und erwarteten die Ankunft des Hofes.

Zunächst kam ein Zug albanesischer Lanzenreiter in blauer Uniform, dann der offene Wagen des Sultans, umgeben von Wesiren und Ministern. Auch der Arbeitsminister war dabei. Sie trugen alle ihre schweren, goldgestickten Uniformen und gingen zu Fuß neben dem Wagen des Großherrn. Dem Wagenschlag zunächst schritt rechts der Großwesir, Rüttschük Seid, ein kleines gebücktes Männchen mit einem schneeweißen Bart, und links die mächtige Figur des Rabassakal. Der Sultan hatte einen Gehrock an, er trug nur das Großkreuz des İmtiaz, seines höchsten Ordens, auf der Brust. Er saß in den Kissen des Wagens zusammengesunken und blickte mißtrauisch nach allen Seiten.

Was nun kam, war so komisch, daß man nur mit Mühe das Lachen verbeißern konnte. Im zweiten Wagen saß allein seine Hoheit der Obereunuch. Dann kamen hintereinander noch etwa achtzig verschlossene Landauer; auf jedem Rutschbock klebte ein Kasirat.

Als die Wagenburg bei der Vorfahrt ins Stocken geriet, sprangen alle diese Eunuchen herunter und erhoben mit ihren verschnittenen Stimmen ein Dohlengefrächze. Auch sonst glichen sie ausgemergelten Pinguinen, mit federlosen, nackten Armen, langen Hälsen und riesigen Adamsäpfeln, die unausgesetzt auf- und abkullerten. Wenn man dies einmal sah, begriff man beinahe das so hart klingende byzantinische Sprichwort: „So du einen Eunuchen hast, töte ihn, wenn du keinen hast, kaufe dir einen, um ihn zu töten.“

Die Damen des Sultans verließen nun nicht etwa ihre geschlossenen Wagen. Nur die Pferde wurden ausgespannt und in den Schatten geführt. Die Kaleschen blieben, eunuchenbewacht, in der Sonne stehen.

Der Sultan trat mit seinem männlichen Gefolge in die Moschee. Die christlichen Gäste wurden auf eine Estrade gemiewen. Von dort aus konnten sie dem Gebet zuschauen. Ihre Frauen saßen in bunten Pariser Gewändern, umgeben von ihren Männern und den jungen Attachés auf der Empore.

In einem schreienden Gegensatz hierzu wurden die Frauen und weiblichen Anverwandten des Sultans in den gummibereiften Gefangenewagen zurückgehalten.

Im Vorübergehen gelang Bubenberg nur ganz rasch ein kurzer Blick in die ersten Wagen. Die schwarzen Tscharschaffs und Schleier verwandelten die zartesten Körper in plumpe Säcke. Eine dieser Gefangenen mußte Mirimah sein! Bubenberg dachte an ihre Freiheit und Eleganz in Bern. Wie war dieser Wechsel möglich, wie zu ertragen! Daher vielleicht ihre große Hoffnung auf den neuen Anstoß der Bewegung!

Vom Minarett herab erklang die Stimme des Muezzin, die wie eine menschliche Glocke in langgezogenen Tönen psalmodierte.

Die Pferde draußen wurden wieder eingespannt. Der Sultan beendete langsam die feierliche Handlung, wandte sich nach dem Ausgang und bestieg seinen Wagen. Die Würdenträger nahmen rechts und links Aufstellung.

Als der Wagen sich in Bewegung setzte, klatzte das Gefolge in die Hände. Die im Spalier aufgestellte Garde rief den Lang-Lebe-Gruß der Janitscharen: „Padişah, tşekel nışkal!“

Bubenberg hatte sich beim Ausbruch möglichst rasch hinausgedrängt, um an der langen Reihe der Haremswagen vorbeizukommen und Mirimah wenigstens durch das Fenstergitter zu sehen. Er erkannte sie nicht. Aber er spürte, wie er in den Knien bebte, als er an einem Gefährt vorbeischnitt. Es war hoffnungslos zugeschraubt wie ein Sarg. Nach der türkischen Sitte bestand einmal die Möglichkeit zu grüßen.

Aus seinem Schmerz erlöste ihn ein groteskes Bild. Von Attentatsangst gepackt, die den Sultan nie losließ, riß er plötzlich seinem Kutscher die Peitsche aus der Hand, schlug auf die Pferde ein und raste davon. Der kleine, gebückte Großwesir, der stuzerische Arbeitsminister, ein Duzend dickeleibiger Paschas, mußten nun mit himmelnden Orden zu laufen anfangen und galoppierten mit ihren kurzen, türkischen Beinen in einer ungeheuerlichen Staubwolke hinter dem Landauer her, hinüber nach dem Jildis-Kiosk.

Die Gäste des Selamlıks, die nicht als Beamte mitlaufen mußten, gingen nun alle zusammen die mehrere hundert Meter lange Straße zum Empfangskiosk des Jildispalastes hinüber.

Dort war ein kaltes Büfett aufgeschlagen. Das Eingießen des Sektes überwachte ein alter Bekannter Bubenberg, der frühere Oberkellner im Berner Hof, Jean Mulli. Er ging in ganz unorientalischer Offenheit auf den Landsmann zu und schüttelte ihm die Hand, während sie einige schweizerische Laute miteinander austauschten.

In diesem weiten Empfangssaal war der ganze Haisischschwarm beieinander, der um das sinkende türkische Staatsschiff herumspielte.

Alles was regelmäßige Einkünfte brachte, war bereits von den „Dettes Publiques“ eingeheimst worden und wurde nun von europäischen Beamten im Sinne europäischer Gläubiger verwaltet. Da waren die Generaldirektoren der Tabakregie, der Hafenkais, der Zölle und der verschiedenen Bahnverwaltungen. Man muß sich, wenn man an diese Zeiten zurückdenkt, vergegenwärtigen, daß sich noch heute die Bahn von Adrianopel nach Konstantinopel in Schneckenwindungen einherzieht, weil ihr Erbauer für jeden Kilometer eine jährliche Ertragsgarantie erhielt und daher seinen Ingenieuren die Aufgabe gestellt hatte, diese Bahn nicht möglichst kurz, sondern möglichst lang zu bauen.

Außer den Generaldirektoren waren Bankiers und Geldvermittler da. Wie ein Fels über gefräßigem Wasser stand der Kriegsminister Mahmud Scheffet in einer Gruppe türkischer Offiziere, alle rubig, vornehm zurückhaltend, Verachtung gegenüber den auf Prozente geldausleihenden Christen in ihren bronzenen Gesichtern spiegelnd.

„Was hat denn heute die Komtesse?“ raunten sich die Attachés zu. Marcella war für keinen von ihnen da. Sie hatte Bubenberg ihrem Schwager zugeführt und es so eingerichtet, daß der Andrang auf Bubenberg — er war dort nun Mode — durch den Oesterreicher geregelt werden mußte, der seine Vorstellung übernahm.

Dann entführte sie ihn in eine Fensternische, um ein paar Worte mit ihm allein zu reden. Seine Erschütterung beim Anblick der Haremswagen hatte sie bemerkt. Sie erriet auch den Grund und wollte ihn in ihrer grenzenlos gütigen Liebe trösten. „Das ist ja doch nicht immer so! Haben Sie Geduld! Sie werden sie in besserer Stunde sehen!“

Der Generaladjutant vom Dienst kam.

„Bubenberg Effendi, Seine Majestät erwartet Sie!“

Obwohl seine Volkfahren dem leibhaftigen Dschingis Khan begegnet waren, bekam Bubenberg Herzklappen.

Der Generaladjutant führte. Die Tür hinter Europa mit öffentlichen Gerichten, Gesetzen und persönlicher Freiheit fiel zu. Zwei auf unhörbaren Sohlen tretende Albanesen hefteten sich an seine Schritte. Sie durchschritten den Jildisparik: dichte, meterhohe Lorbeerhecken; offene Plätze, Brücken mit überraschenden Ausblicken auf den Bosphorus, an einer Stelle sogar bis aufs Marmarameer hinaus, kleine und große Kioske, gerade und gewundene Mauern.

Nach einer Viertelstunde kamen sie in die Nähe des Laubparks. Ein Schwarm von mehreren hundert weißen Flügeln hob sich pfeifend und gurrend in die Luft. Im gleichen Augenblick traten oben auf den Mauern schußbereite Wächter auf die Zinnen.

Sie machten vor einer mannhohen eisernen Tür halt. Auf ein Klopfzeichen öffnete sie sich von innen, wie von selbst. Durch einen langen schmalen Gang, der sich alle drei Schritte zu einer Nische mit einem Albanesen ausbeulte, gelangten sie in ein kleines Vorzimmer, mit europäischen Stühlen, Tischen und Geschmacklosigkeiten. Die gegenüberliegende Tür wurde kurz nach ihrem Eintreten lautlos geöffnet. Bubenberg stand vor dem Sultan.

Abdul Hamid saß hinter seinem Schreibtisch. In Greifweite seiner rechten Hand lagen zwei persische Pistolen, wie sie David geschildert hatte. Sie gebärdeten sich harmlos, wie das Spielzeug eines Sammlers. Rechts neben dem Sultan stand der Kabassafal.

Der Sultan lud Bubenberg ein, Platz zu nehmen, der Generaladjutant trat ab.

Das Gespräch begann mit einigen Fragen des Sultans über die Schweizer Schokolade. In jeder Audienz, in der ein Schweizer empfangen wird, spricht der Souverän zunächst von Schokolade.

Ein Kawetschi brachte Kaffee: „Bujurn, Effendi!“

Das Getränk wurde in einer versiegelten Kanne auf den Tisch des Sultans gestellt. Der Kabassafal löste die Schnur. Der Kawetschi nippte aus einer Schale vor den Augen des Sultans und durfte sich nach einigen Verbeugungen wieder entfernen.

Als Bubenberg den Kopf zurückbog, um Kaffee zu schlürfen, fiel ihm ein gemalter Porzellanteller, groß wie ein später Bollmond, in die Augen. Das Brandenburger Tor! Er suchte nun weiter die dunkle Wand nach ähnlichen Dingen ab.

Unter diesen Heiligenscheinen saß der Sultan. Er trug einen weiten schlotternden Gehrock, hielt den Kopf vornüber gebeugt, wie das leibhafte schlechte Gewissen, hatte aschfarbene Gesichtsfarbe und einen abstehenden, rotbraun gefärbten Bart. Augen und Nase waren völlig armenisch. Auffallend flug war die Stirn. In seinem Antlitz gab es verlorene Winkel, in denen sich Gift und Fremdstoffe anhäufen mußten, um in dem wehrlosen Körper dann Krämpfe und Wahnsinnsanfälle zu erzeugen. Auf den geschwollenen Tränenfäden ruhten zwei auffallend große Augen. Im abgedunkelten Raum leuchteten die schwarzen Pupillen kreisrund aus dem grünlich schimmernden Augenweiß heraus; im Tageslicht kniff er sie zusammen.

Wie Scheinwerfer suchten die beiden Augen um Bubenberg herum, trafen eine Sekunde bei ihm ins Schwarze und glitten dann wieder ab. Manchmal verloren die Augen jeden Glanz. Es war, als schaue er in sich hinein. Sie änderten dann fortwährend Form und Farbe, wie Weichtiere in der Tiefsee.

Fortsetzung folgt.

Das Engadin

Mein Engadin! Ein Schönheitsmärchen,
Das Gott am Schöpfertag geträumt,
Ruhst du, vom Frieden deiner Lärchen
Und dunkler Arven eingesäemt.

Du hast im lichten Alpenfranze
Das Perlenbild der blauen Seen
Und siehst in ihrem weichen Glanze
Das Doppelbild der Sterne gehn!

J. C. Heer.

Die Perlenschnur

Skizze aus dem Leben von Maria Scherrer

Die Stadt lag noch im Morgenschlaf. Die Straßengelehrer begannen ihre Arbeit. Da und dort standen zwei zusammen und erzählten sich die neuesten Neuigkeiten. Aus einem kleinen Hinterhaus überquerte eine junge Frau den Platz einer Straßengelehrung. Sie trug, sorglich in einem wollenen Tuch eingewickelt, ein kleines Kind. „Morgen, Frau Kristen, auch wieder ans Tagewerk?“ Die Angeredete nickte freundlich zu den beiden Männern hin, die nicht eben schnell den rauhen Besen über das Pflaster führten. — Frau Kristen eilte zur Kinderkrippe. Das Kleine schlief ruhig weiter auf der Mutter Arm. Von dem rosigem Gesichtchen sah man nur das Stumpfnäschen und ein winziges Haargelock herausquellen aus dem enganliegenden Käppchen. Wieviel mütterliche Zärtlichkeit mußte es doch entbehren, wenn Frau Kristen tagsüber und oft bis spät in den Abend hinein im Kundenhaus pukte und anderer Leute Wäsche wusch. Drei Mal in der Woche mußte sie gar früh am Morgen in einem großen Geschäftshause die Privatbureau der Chefs in Ordnung bringen und da mußte das Kleine wohl oder übel mitten aus dem Morgenschlaf aufgenommen und in die Krippe gebracht werden, denn der Mann war Tag um Tag auf der Suche nach Arbeit und mußte rasch zugreifen können, wenn sich ihm etwas bot. — Und so war es nun immer für die kleine, fast zarte Frau. Harte Arbeit tagsüber und am Abend noch Mutter- und Haushaltspflichten, und der Sorgen grad genug. Der Winter war hart und kalt und die Teuerung machte sich auch in ihrem kleinen Haushalte mit dem fargen Verdienst bemerkbar. — Eine halbe Stunde später stand sie bereits in den schön eingerichteten

Räumen des großen Geschäftshauses. Die Herren schienen gestern wieder eine ziemlich lange Sitzung gehabt zu haben. Es roch nach feinen Zigaretten und Zigarren, nach teuren Schnäpfen und verwandten Dingen. Frau Kristen dachte mit Bitternis daran, daß ihr Bittgesuch um etwas Lohnerhöhung vom Chef abgeschlagen wurde, als sie gestern darum bat. Es sei jetzt gar nicht daran zu denken, die Löhne zu erhöhen bei diesem schlechten Geschäftsgange und was der Ausreden mehr waren. — Frau Kristen hatte früher auch bessere Tage gesehen und war nicht so auf den Kopf gefallen, daß sie nicht dies und das gemerkt hätte, woraus sich unschwer erkennen ließ, daß man für andere Sachen schon Geld hatte; aber eine arme Putzfrau war eben keine elegante, amüsante Dame. — Es war darum nicht verwunderlich, daß sie mit gemischten Gefühlen Ordnung machte in dem eleganten Raum. Die Papiertörbe leerte sie in große Emballage-Säcke im Kellerraum. Ihr Mann durfte die Papierabfälle in einer Hadernhandlung veräußern.

Frau Kristen pflegte die Säcke am Abend zu Hause jeweils noch zu untersuchen, ob sich nicht seltene Marken auf den Umschlägen befänden, oder sonst noch etwas Brauchbares darunter sei. So tat sie es auch wieder, als ihr Mann den letzten Sack nach Hause trug. — Zu ihrem großen Erstaunen kam ihr ein kleines Paket in die Hand, das sicher nicht unter die Papierabfälle gehörte. Sie öffnete es und fand darin eine zierliche Schachtel mit einem wundervollen Perlenhalsband, die Rechnung des Juweliers lag ebenfalls dabei. Frau Kristen griff sich an die Stirne. War es möglich, daß man für ein solches Ge-